

JULE KASPAR

**WANKA
WÜRDE
WODKA
KAUFEN**

Roman

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:

www.knauer.de



Originalausgabe Juli 2019

Knauer Taschenbuch

© 2019 Knauer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Regine Weisbrod

Covergestaltung: Andy Jörder / nd80.de

Coverabbildung: Katsiaryna Pleshakova / iStockphoto

Satz: Sandra Hacke

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-52133-5

2 4 5 3 1

SCHMETTERLING

Wanka starb vor einem halben Jahr, an einem Morgen im Mai. In Sankt Petersburg, dem einstigen Leningrad. Damals war ihr das nicht klar. Sie dachte, sie hätte überlebt. Als Einzige.

Iwanka Nikolajewna Iwanowa, das war Wanka, Tochter von Nikolai aus dem Geschlecht der Iwanows. Das war ich.

Jetzt bin ich ... irgendwer. Ich bin ein Name, den ich nicht mag, mit einem Vatersnamen, der mir nicht von meinem Vater gegeben wurde, aus einem Geschlecht, das mir so fremd ist wie einem Eisbären die Sahara. Wie ein ganz schlechter Scherz fühlt sich das an, und als das Flugzeug auf der Rollbahn beschleunigt, wünsche ich mir, dass es einer ist.

Ich drücke mich in den Sitz, schlinge die Finger um die Armlehnen und halte den Atem an. Als wir abheben, erhasche ich einen letzten Blick auf Moskau – und sehe schnell auf den mattgrauen Monitor, der an der Kopfstütze des Vordersitzes angebracht ist. Eine Stimme in mir flüstert, ich solle noch mal richtig schauen, über Moskau, über West-russland, weil ich beides niemals wiedersehen werde. Genau deshalb kann ich nicht.

Der menschliche Körper besteht zu etwa achtzig Prozent aus Wasser. Manche Wissenschaftler behaupten, das Wasser in einem Menschen habe dieselben Eigenschaften wie das Wasser an seinem Geburtsort. Eine Gemeinsamkeit haben Leningrad und ich auf jeden Fall: Wir beide mussten unseren Namen hergeben.

»Flugangst?«, fragt mein Sitznachbar, der etwa in meinem Alter ist, vielleicht ein paar Jahre jünger, Anfang dreißig. In seinem Russisch schwingt ein Dialekt mit, der verrät, dass er Deutscher ist.

Ich schüttelte den Kopf und löse meine unter Anspannung zusammengepressten Lippen. Ich? Flugangst? Scheiße, nein!

»Dann fliegst du zum ersten Mal?«, schlussfolgert er.

»In einem Flugzeug, ja«, presse ich zwischen den Zähnen hervor und ärgere mich schon im nächsten Moment darüber, denn diese Antwort lädt zu weiteren Fragen ein.

Und hier kommen sie auch schon: »Was bist du denn sonst geflogen?«

Bravo, du Genie!, tönt die Stimme, die eben noch geflüstert hat. *Schon bei Lektion eins versagst du.*

»Auf die Nase«, antworte ich und nehme den Blick vom Monitor, um den Mann anzuschauen.

Er findet meine Antwort komisch. Anhaltend amüsiert streckt er mir die Hand hin und stellt sich vor: »Martin Brenner.«

Nur zwei Namen. Vor- und Vatersname sicher.

Ich zögere, sortiere die fremden Worte, schüttele Martin Brenner die Hand und sage diesen merkwürdigen Namen. Zum ersten Mal spreche ich ihn laut aus. Bisher habe ich ihn vor mich hin gemurmelt, um ihn zu üben, doch ich muss gar nicht allzu vertraut mit ihm werden. Lediglich der Vorname wird mich an das Ziel meiner Reise begleiten. Vatersname und Nachname werden ein weiteres Mal gewechselt.

Martin Brenner ist sehr mitteilzaam und erzählt von seinem Job, der ihn zwischen Moskau und Frankfurt pendeln lässt, bis ihn die Stewardess unterbricht.

»Etwas zu trinken, der Herr? Kaffee? Tee?«, erkundigt sie sich mit einem strahlenden Lächeln auf Deutsch. Sie ist meine Landsmännin und am Morgen offenbar in ihr Make-up gefallen.

Martin Brenner will Kaffee. Sie sagt »Sehr gern« und macht sich ans Einschenken. Als sie ihm die Tasse hinstellt, beugt sie sich so weit herunter, dass sie mit dem Kopf auf Höhe seines Kopfes ist und ihn via Blick unmissverständlich anflirten kann.

»Noch etwas anderes? Wasser vielleicht?«

Oder die Telefonnummer?

Er lehnt höflich ab. Sie richtet sich auf, schaut mich an und schaltet das Lächeln ab. Stattdessen zieht sie eine Braue hoch und wechselt ins Russische.

»Kaffee? Tee?«

Ich will gar nichts. Sie vergisst mich schnell, setzt ihr Lächeln wieder auf und zwinkert meinem Sitznachbarn zu. Dann bittet sie ihn, sich bei ihr zu melden, wenn er etwas braucht, und bugsiert ihren Wagen zur nächsten Sitzreihe.

Weil ich befürchte, mich unterhalten zu müssen, stelle ich mich schlafend. Ich soll ja wenig sagen. Am besten erst mal gar nichts. Wie gefährlich meine Worte sein können, hat sich mit meinem Kommentar zum Fliegen gezeigt. Ich darf nicht erzählen, wie gern ich geflogen bin und dass der Tanz auf Luft mein Leben war. Ich war ein Schmetterling. Und das muss verschwiegen werden, gemäß den Regeln des Zeugenschutzes und wenn ich dieses neue Leben behalten will. Mir ist noch nicht ganz klar, worum ich mich bei diesem neuen Leben bemühe.

Wanka zerrt an meinen Gedanken, die wie mit Gummibändern an meinem neuen Ich befestigt sind. Sie dehnt sie, so weit es geht, und trägt meinen Geist zu Tagen, die seit dem Morgen im Mai ein bisschen mehr als nur vergangen sind. Sie zeigt mir die Gesichter meiner Freunde, spielt ihre Stimmen ab und lässt mich fühlen, wie glücklich ich gewesen bin. Mit so wenig, dass es andere als nichts bezeichnen würden. Wanka will, dass ich mich erinnere und wehere, doch sie kann die Bänder nicht halten. Sie schnippen zurück zu meinem neuen Ich, das im Flugzeug sitzt, Tränen schluckt und darüber eindöst.

Erst als der Kapitän den Landebeginn verkündet, öffne ich die Augen wieder und erblicke prompt die Stewardess, die Martin Brenner einen zusammengefalteten Zettel in die Hand drückt, verbunden mit den Worten, wie schön es war, ihn auf dem Flug zu betreuen. Er nimmt den Zettel entgegen und bedankt sich für ihren freundlichen Service.

Ich will gar nicht darüber nachdenken, ob sich dieser Service auf mehr als den Getränkeausschank bezogen hat, tue es aber doch und frage mich, was russische Frauen so faszinierend an deutschen

Männern finden. Gehört habe ich von diesem Phänomen, nachvollziehen kann ich es nicht.

Ich bin bisher nicht vielen Deutschen begegnet. Von denen, die mir aufgefallen sind, habe ich immer angenommen, dass sie streiten oder sich beschimpfen. Ich erinnere mich an einen Mann, der seiner Begleiterin den Arm um die Schultern legte, lächelte und ihr dann etwas sagte, das sich nach einer Beleidigung anhörte. Alle Deutschen klingen so. Offenbar auch, wenn sie etwas Nettes sagen. *Achschisheitschaischaisse!*

Während meines Deutschunterrichts habe ich ein gewisses Verständnis für diese Sprache entwickelt, zumindest, was den Klang betrifft. Mir ist klar geworden, dass der Wortlaut nichts über den Charakter der Sache aussagt und dass beispielsweise ein Schmetterling tatsächlich das filigrane Flügeltierchen ist und kein todbringendes Wurfgeschoss. Vom Verständnis der Wortfolge, der Grammatik und der getrennten Verben bin ich jedoch weit entfernt. Die Lektionen zu Letzteren haben mich lediglich gelehrt, dass man geduldig sein muss mit den Deutschen und immer den ganzen Satz abwarten sollte. Könnte sein, dass ganz hinten noch ein zweites Verb kommt, das alles verändert.

Das Flugzeug neigt sich, um eine Kurve zu fliegen. Viel Grün und Wasser sehe ich unten.

»Da fließt der Main in den Rhein.« Martin Brenner beugt sich herüber und zeigt auf ein Flussdreieck. Dann nimmt er die Hand herunter und schnaubt verdrießlich. »Und wie es aussieht, staut es sich mal wieder auf der Autobahn.«

Ich mustere das Netz aus breiten Straßen, das eine Stadt mit hohen, vom Novembernebel eingehüllten Türmen umzingelt. In meinem Geist führt eine dieser Autobahnen auf geradem Weg zurück nach Russland.

NOVEMBER

MIGRATIONSHINTERGRUND

Ich muss Hans-Peter Lehmann finden. Er ist für mein neues Ich in Deutschland gewissermaßen verantwortlich, hat mir einen Job und eine Bleibe beschafft. Innerlich aufgewühlt ziehe ich meinen Koffer durch den Zoll, wo sich keiner für mich interessiert, zu Glasüren, die sich zu einer Halle öffnen. Dahinter warten viele Menschen, um andere Ankömmlinge zu begrüßen, sie in die Arme zu schließen und zu küssen.

Hans-Peter Lehmann hält ein Pappschild in der Hand, auf dem mein falscher Name steht. Ordentlich. Nicht von Hand geschrieben, sondern ausgedruckt. Durch seine eckige, randlose Brille späht er mir entgegen und nickt knapp. Wie viele Deutsche hat er eine hohe Stirn, die ein übergroßes, stetig arbeitendes Gehirn dahinter vermuten lässt. Die Halbglatze verstärkt den Effekt. Er trägt einen mittelgrauen Anzug, ein weißes Hemd darunter, eine graue Krawatte.

Als ich vor ihm stehen bleibe, nimmt er das Schild herunter, streckt mir die Hand entgegen und sagt: »Lehmann.«

Ich schweige und warte, ob noch etwas kommt. Vielleicht machen es die Deutschen andersherum und sagen zuerst ihren Familiennamen, dann den Vatersnamen, dann den Vornamen. Lehmann Peter Hans müsste er dann sagen. Tut er aber nicht, sondern: »Los geht's.«

Er nimmt mir meinen Koffer ab und setzt sich in Bewegung. An seiner Seite durchquere ich die Flughafenhalle und höre tausend Sprachen, gar nicht so viel Deutsch wie erwartet. Über einen Fahrstuhl gelangen wir zum Parkdeck, auf dem er seinen Wagen abgestellt hat. Der ist so grau wie sein Anzug und ziemlich modern. Es piept und blinkt, als er den Schlüssel in die Zündung steckt, und ein Monitor klappt auf. Radiomusik ertönt. Hans-Peter Lehmann schaltet sie aus und fährt los.

»Ich bringe Sie gleich zu Ihrem Hotel«, sagt er mit einem kurzen Seitenblick und lenkt den Wagen dann ins Freie. »Oder möchten Sie etwas essen?«

Ich schüttele den Kopf und schlinge die Hand um einen Griff an der Tür, denn er gibt Gas und reiht sich in einer mittleren Spur ein. Ganz links zischen Autos in Lichtgeschwindigkeit vorbei. Von Russlands Magistralen bin ich ja einiges gewohnt, aber nicht in diesem Tempo. Da gibt es zwar Regeln, an die sich keiner hält, aber hier geht alles so schnell, dass man die Verkehrsschilder gar nicht erkennen dürfte.

Abermals sieht Hans-Peter Lehmann zu mir. Länger diesmal, dabei sollte er sich besser auf diese Mordsstraße konzentrieren. »Verstehen Sie mich überhaupt?«

Noch einmal nicke ich und zwingen »Ja« über meine Lippen. Es ist das erste deutsche Wort, das ich an einen Deutschen richte. Mein bisher konsterniertes Schweigen beruht nicht nur auf der visuellen Überforderung, die all die neuen Eindrücke mit sich bringen, sondern auch auf einer gewissen Hemmung, das erlernte Deutsch zu verwenden. Es klang immer fremd für mich, egal, ob ich es im Unterricht gesprochen oder im Stillen geübt habe. Dieses Gefühl ist hier in Deutschland noch stärker.

Hans-Peter Lehmann denkt sich offenbar seinen Teil und mischt sich auf der ganz linken Spur unter die Lebensmüden. Weil mir schwindelig wird, schließe ich die Augen und öffne sie erst wieder, als das Auto an Geschwindigkeit verliert.

Hans-Peter Lehmann parkt den Wagen und sagt: »Na, dann wollen wir mal.«

Er steigt aus und kommt herum, um mir die Tür aufzuhalten. Nachdem er mein Gepäck aus dem Kofferraum, der sich von allein öffnet und schließt, genommen hat, führt er mich ins Hotel, dessen Lobby stylisch kühl ist. An der Rezeption checkt er mich ein, bestellt Getränke und Snacks aufs Zimmer und begleitet mich nach oben. Mir wird mulmig, und das entgeht ihm nicht.

»Keine Sorge«, murmelt er, als er die Zimmertür öffnet, indem er eine Karte in einen Schlitz steckt. »Wir werden nun den weiteren Verlauf absprechen. Dazu braucht es einen ruhigen Ort, an dem es keine Ohren gibt.«

Ohren an einem Ort? Er lässt mir den Vortritt und spricht weiter, bevor ich mir diese Formulierung erklären kann.

»Ich kann mir vorstellen, dass die letzten Monate schlimm für Sie waren. Auch der Wechsel nach Deutschland. Sicher fällt es Ihnen schwer, die Heimat zu verlassen und in einem für Sie fremden Land neu zu beginnen, die Sprachbarriere zu überwinden, mit den Gepflogenheiten vertraut zu werden. Aber ich bin zuversichtlich. Wir schaffen das!«

Während seine Worte durch meinen Geist rauschen, schaue ich mich um und entdecke zu meiner Beruhigung kein Bett. Das muss sich hinter einer der beiden Türen befinden. In diesem Raum steht eine Couch vor einem Tisch und einem flachen Fernseher. An einem zweiten Tisch gibt es vier Stühle. Hans-Peter Lehmann stellt mein Gepäck ab und bedeutet mir, mich zu setzen. Ich ziehe meinen Mantel aus und folge seiner Bitte. Als es klopft, erschrecke ich, doch es ist nur der Zimmerservice, der Kaffee und Wasser sowie etwas Gebäck bringt. Hans-Peter Lehmann schenkt mir und sich Kaffee ein. Dann nimmt er mir gegenüber Platz, legt die Arme auf dem Tisch ab und setzt die Fingerspitzen aneinander.

»Zuerst einmal freue ich mich, Ihnen einen guten Job beschafft zu haben.«

Ich nicke und nippe am Kaffee.

»Das Arbeitsumfeld bietet beste Möglichkeiten der Eingewöhnung. Sie werden Ihre Kollegen kennenlernen, viel Gebrauch von der deutschen Sprache machen, sich ein soziales Leben aufbauen. Nach und nach. Sie werden sehen, das geschieht alles wie von selbst.«

»Wo?«, frage ich leise, noch immer gehemmt.

»Wo Sie arbeiten werden?«

Ich nicke und nehme mir einen Keks, beiße ein Stück davon ab.

»In einem Freizeitbad, das über eine große Saunalandschaft verfügt. Viele Besucher. Eine schöne Tätigkeit, denke ich.« Er lacht trocken. »Mit Ausnahme der Aufgüsse und des Handtuchwedelns in der sengenden Hitze vielleicht, das stelle ich mir etwas anstrengend vor, aber Sie wurden ja darin ausgebildet und sind daran gewöhnt.«

Na ja, das nicht wirklich, aber ich kann das. Inzwischen. Parallel zu meinem Deutschunterricht brachte mir ein Saunameister in einem zweimonatigen Crashkurs bei, wie ich Dampf in die Schwitzhütte bekomme.

»Sie beginnen auch nicht sofort, erst im Dezember. Wir wollen nichts überstürzen. Bis dahin können Sie Ihre neue Familie kennenlernen, in erster Linie natürlich Ihren Mann.«

Der Keks fällt mir aus der Hand und plumpst in den Kaffee.

»Wie, Mann?«

Er scheint so verwirrt wie ich. »Hat man Ihnen nicht gesagt ...«

»Nein.« Für die nächsten deutschen Worte nehme ich all meinen Mut zusammen. »Muss Irrtum sein.«

»Nein. Das ist Teil des Plans. Sie bekommen eine Beschäftigung und heiraten. Ich verstehe nicht, wieso man Sie nicht darüber informiert hat.«

Er nicht. Aber ich sehr wohl. Eine reine Vorsichtsmaßnahme. Schließlich wurde ich ohnehin schon als unkooperativ eingeschätzt. Hätte ich gewusst, dass ich einen Mann an die Backe bekomme, wäre ich nach Sibirien geflohen.

»Ausgeschlossen«, stelle ich klar.

Hans-Peter Lehmann schüttelt den Kopf. »Nein. Ausgeschlossen ist, dass Sie nicht heiraten. Ohne das funktioniert es nicht. Außerdem bekommen Sie nur so Ihren neuen Namen. Den brauchen Sie für Ihre Deckung. Sie müssen in unsere Gesellschaft eintauchen, um sicher zu sein.«

»Werde ich nicht tauchen. Nicht mit alte und nicht mit neue Name. Wie soll ich heißen überhaupt? Miller, Mayer, Schulze?« Diese Namen sind mir in meinem Deutschbuch ständig begegnet.

»Poljakow«, antwortet er. »Jekaterina Poljakow.«

Mit einem Ruck stehe ich auf. Der Stuhl kippt um. »Ist polski!«

»Nun, wenn Sie so wollen, ja, auch Ihr Mann hat einen Migrationshintergrund. Er hat polnische Wurzeln, ist allerdings in Deutschland geboren.«

Bebend vor Zorn hebe ich eine Hand, um sämtliche Kontras an meinen Fingern abzuzählen: »Erstens: Misste ich heißen Poljakowa und nicht Poljakow. Zweitens: Wo ist Vatersname? Ist nur Vor- und Nachname. Ist nicht vollständig. Drittens: Werde ich nicht heiraten polski Mann. Viertens: Werde ich heiraten überhaupt niemanden.«

Beschwichtigend hebt er die Hände. »Beruhigen Sie sich doch! Vladimir Poljakow ist ein netter Kerl.«

»Beruhige ich, wann ich will. Ist mir egal, ob er ist nett oder nicht. Kann er fahren zu Chölle! Ist Unverschämtheit, sag ich dir, Chans-Peter Lehmann. Fiehle ich wie auf Sklavenmarkt, wo ich werde verschertelt an notgeile Arsch, der bietet meistes.«

Er steht ebenfalls auf und kommt mit noch immer gehobenen Händen auf mich zu, wie um eine Raubkatze zu beruhigen. »So ist das wirklich nicht. Genau genommen wird es eine Scheinehe sein. Sie werden keinerlei Verpflichtungen haben.« Das revidiert er prompt. »Außer den üblichen im Haushalt natürlich und ein paar gesellschaftlichen zur Wahrung des Scheins. Aber davon abgesehen wird Ihr Mann Ihnen nicht zu nahe kommen.«

»Kommst du selbst nicht zu nahe«, zische ich. Mit einem Schritt bringe ich wieder mehr Abstand zwischen uns. »Bleibst du weg, oder ich schweere, raste ich aus!«

Er bleibt zwar stehen, gibt aber nicht auf. »Das ist doch nicht dauerhaft verpflichtend, sondern erst einmal eine Maßnahme, die Ihrer Integration und Ihrem Schutz dient. Sie können sich scheiden lassen, schon nach einem Jahr meinetwegen, und dann Ihren eigenen Weg gehen. Das liegt ganz bei Ihnen.«

»Ist ausgeschlossen.« Ich verschränke die Arme vor der Brust und hebe das Kinn. »Absolut ausgeschlossen.«

LEBENSABSCHNITTSGEFÄHRTE

Poljakow! Was ist das überhaupt für ein Name? Der klingt nach Bauerntrommel. Nach einem tölpelhaften Klotz, der den ganzen Tag auf dem Traktor über Rübenfelder rumpelt.

Vladimir Wie-auch-immer-sein-Vater-heißt Poljakow wird mich kennenlernen, wenn er glaubt, sich ein Hausmütterchen für seinen Alltagsdreck organisiert zu haben. Er wird sich wünschen, mir niemals begegnet zu sein, und das Ende des Jahres herbeisehnen, um mich endlich loszuwerden. Wenn es keinen anderen Weg gibt, okay, dann werde ich diesen Kerl eben heiraten. Hab ich das dann auch mal gemacht. Aber ich werde verschwunden sein, sobald Hans-Peter Lehmann mir grünes Licht gibt.

Mit einem elenden Gefühl in der Magenröhre rolle ich mich auf die Seite. Hundemüde bin ich, denn ich habe kaum geschlafen, obwohl ich gestern fix und fertig war. Nachdem Hans-Peter Lehmann gegangen war, beschloss ich, abzuhaufen, doch sobald ich auf der Straße stand, bekam ich Schiss und schlich zurück ins Zimmer. Heulend habe ich mich ins Bett verkrochen und mein Gesicht ins Kissen gedrückt.

Mein Blick fällt zum Nachtschrank, auf dem Snoopy steht. Mein Begleiter seit Kindertagen, ein Geburtstagsgeschenk meiner Mutter. Snoopy ist eine etwa zehn Zentimeter große Matroschka, die sechs weitere, jeweils kleiner werdende Matroschkas in ihrem Bauch trägt. Die letzte ist gerade halb so groß wie mein kleiner Finger und lässt sich nicht mehr öffnen.

Traurigkeit umschlingt mein Herz, als ich mich aufsetze und die Füße vors Bett stelle. Ich nehme Snoopy und öffne sie, öffne jede der inneren Holzfiguren und stelle sie in Reih und Glied auf den Nachtschrank. Die Prozedur hat etwas Beruhigendes. Früher habe ich die Matroschka auseinander- und wieder zusammengebaut, wenn ich

mich geärgert habe oder Lampenfieber hatte. Ihren Namen bekam sie von einem kleinen, vielleicht vierjährigen Amerikaner, der sich verlaufen hatte und mir beim Spielen Gesellschaft leistete. Ich war damals sieben. Wir sprachen zwar miteinander, verstanden einander aber nicht. Meine Matroschka nannte er Snoopy, nicht nur die große, sondern jede einzelne. Grinsend tippte er auf ihre Köpfe, als würde er sie taufen, und kicherte, weil ich den Namen so lustig fand. Als seine Eltern ihn fanden und mitnahmen, heulte er und streckte die Hand nach den Snoopys aus. Ich baute sie wieder zusammen und brachte sie zum Wohnwagen, in dem ich mit meinen Eltern lebte.

Eine schöne Erinnerung. Sie lässt mich lächeln, als ich die zweite Snoopy wieder in die erste stecke, auch diese schließe und sicher-gehe, dass die Muster der beiden Hälften strichgenau ineinander verlaufen. Ich stelle die Matroschka zurück auf den Nachtschrank, stehe auf und tappe ins Bad. Beim Blick in den Spiegel erschrecke ich, wieder mal. Auch nach einer Woche habe ich mich nicht an das Platinblond gewöhnt. Ich nehme eine Strähne, wirbele sie zwischen den Fingern und lasse sie mit einem Ächzen fallen. Ich sehe aus, als würde ich eine Perücke tragen ... und als hätte ich zu viele weibliche Hormone geschluckt. Innerhalb eines halben Jahres sind meine Brüste von einer absolut akzeptablen C-Größe auf D angeschwollen. Mein Hintern hat auch zugelegt, weshalb meine Taille schmaler wirkt. Mit den Händen fahre ich die neuen Kurven entlang, streife das Nachthemd leise schimpfend ab und gehe unter die Dusche. Das folgende Frisieren und Stylen geht schnell. Aus dem Koffer krame ich ein Outfit, das aus einem hochgeschlossenen schwarzen Rolli und einer schmal geschnittenen Jeans besteht. Während ich ein Paar Ohrstecker anlege, schlüpfe ich in die schwarzen Schuhe. Ohne einen weiteren Blick in den Spiegel zu werfen, nehme ich meine Tasche und ziehe die Karte aus dem Gerät, das den Strom im Zimmer freischaltet. Auf dem Flur bin ich kurz orientierungslos, schaue von rechts nach links und weiß nicht, wohin. Schließlich erinnere ich mich an den Fahrstuhl und wo er sich befindet.

Auf dem Weg in den Frühstücksraum, wo ich meinen zukünftigen Scheinehemann treffen werde, bin ich nicht aufgeregt, wie es eine andere Frau vielleicht wäre. Zumindest nicht im positiven Sinne. Vielmehr knirsche ich mit den Zähnen, weil mir die Unverschämtheit dieser ganzen Angelegenheit bei jedem Schritt wieder bewusster wird. Geladen wie eine Kalaschnikow reiße ich die Tür zum Frühstücksraum auf und spähe umher. Paare, überall Paare. Und Leute in Anzügen wie Hans-Peter Lehmann. Der soll auch hier sein. Ist er aber nicht.

Eine Angestellte fragt mich nach meiner Zimmernummer. Schnell durchforste ich mein geistiges Deutschwörterbuch und nenne sie ihr. Sie bittet mich, ihr zu folgen, und führt mich zu einem Tisch in einer Ecke, auf dem ein Reserviert-Schild steht, das sie nun wegnimmt. Sie bittet mich, Platz zu nehmen, und verschwindet. Eine andere Frau mit einem Tablett in der Hand steht vor mir und erkundigt sich, was ich trinken will.

»Kefir«, sage ich, ohne nachdenken zu müssen.

Sie runzelte die Stirn. »Kaffee?«

»Njet ... ähm, nein. Kefir!« Diesmal spreche ich es ganz langsam und deutlich aus.

»Käfer?«, stammelt sie. »Einen Sekt?«

»Njet ... ähm, nein. Kein Sekt.« Einen Wodka höchstens. Einen doppelten. Wie kann sie keinen Kefir kennen? »KE-FIR! Ist so ein ... so ein Dings. Ein Pilz.«

Ihre Miene erhellt sich. »Gebratene Champignons bekommen Sie am Büfett beim Speck und dem Rührei.«

»Nein, meine ich nicht.«

Verdammte Axt! Was ist das für ein Hotel? Jeder hat Kefir. Man muss ihn ja nicht kaufen, sondern nur züchten und immer wieder mit Milch übergießen, dann gärt er und wächst, und man hat stets genug. Mit mehr Worten und Gesten versuche ich der immer verzweifelter wirkenden Bedienung zu beschreiben, was ich meine, da sagt jemand:

»Bringen Sie uns bitte Kaffee.«

Mein Blick fällt auf den Mann, der an den Tisch getreten ist. Er ist groß, überragt die Bedienung um beinahe zwei Köpfe und hat breite Schultern. Er trägt einen dunkelblauen Pullover, darunter ein blau-weiß gestreiftes Hemd, und schiebt einen Autoschlüssel in die Tasche seiner Jeans, die auf im Schultervergleich schmalen Hüften sitzt. Seine Haare sind dunkelblond und so kurz geschnitten, dass er keinen Kamm braucht. Das Gesicht verrät seine slawischen Wurzeln: Das Kinn ist eher klein, der Mund spröde, die Nase groß, die Wangenknochen sind kantig. Senkrechte Furchen sitzen zwischen den Augenbrauen, die tief über den hellen Augen liegen. Noch einen Moment mustert er mich stumm, dann hält er mir eine seiner großen Hände hin. »Vladimir Poljakow.«

Auch kein Vatersname. Oder kein Anstand. Weil es mein Anstand gebietet, stehe ich auf und erwidere seinen Handschlag.

»Wan...« Schnell beiße ich mir auf die Lippen und sage, was ich sagen soll: »Jekaterina.«

Er nickt und gibt meine Hand frei. »Kefir gibt's hier nicht. Wir können zu Hause welchen kultivieren, wenn du möchtest.« Das sagt er auf Russisch, beinahe akzentfrei.

Er bemerkt meine Verwunderung und erklärt: »Ich hatte Russisch in der Schule, spreche es heute mit einigen Kollegen. Mit Polnisch als Basis war es leicht zu lernen. Englisch und ein bisschen Französisch kann ich auch.«

»Ich aber nicht«, entgegne ich. »Nur Deutsch ... mit einigen Lücken.« Ziemliche Untertreibung.

Es zuckt um seine Mundwinkel. »Hab ich gehört. Wir können uns die Kommunikation anfangs mit Russisch erleichtern. Mit Deutsch wirst du dich auch so genug herumschlagen.« Er nickt in Richtung Büfett. »Lass uns Essen holen. Ich hab Hunger.«

An Vladimirs Seite gehe ich zum Büfett, auf dem Brot, Wurst, Käse, Obst, Gemüse aufgetischt sind. Auch besagte Champignons neben weiteren gebratenen Dingen. Allerdings keine Bratkartoffeln,

und vom Kascha-Brei, von Piroggen oder Blinis keine Spur. Mit Pilzen und Ei kehre ich an den Tisch zurück, wo Vladimir schon vor einem voll beladenen Teller sitzt und es sich schmecken lässt.

»Herr Lehmann hat erzählt, du wusstest nichts von der Hochzeit«, sagt er zwischen zwei Bissen. »Hast du noch irgendwelche Fragen?«

Ich werfe ihm einen Blick zu und schnaube. »Wo ist er überhaupt? Der wollte doch auch hier sein.«

»Kommt nach. Steckt im Stadtstau. Rushhour.«

»Ah.«

»Also keine Fragen?«

Ich spieße einen Pilz auf die Gabel und schiebe ihn mir in den Mund. Außer der Frage nach meinem Rückflugticket fällt mir keine ein. In Anbetracht der Umstände erscheint es mir völlig absurd, ihn nach seinem Job und seinen Hobbys zu fragen. Ich will kein Interesse heucheln. Die Hochzeit wird nach dem Augen-zu-und-durch-Prinzip stattfinden.

»Keine Fragen.«

»Gut. Dann sehen wir uns morgen um eins vor dem Standesamt. Wird schnell gehen. Rein, Ja sagen, raus, heim.«

Morgen?

Diesmal deutet er meinen Blick falsch. »Oder willst du es feierlicher?« Er zuckt mit den Schultern. »Wir können was essen gehen, gibt ein ganz gutes Restaurant bei uns um die Ecke. Die Kinder brauchen auf jeden Fall was zu spachteln, wenn sie aus der Schule kommen. Also entweder essen wir zu Hause oder auswärts.«

Kinder?

Wie viele? Mehr als eins. Zwei? Fünf?

Beruhig dich!, befehle ich mir. Es ist egal, ob er Kinder hat, dieser Vladimir Poljakow. So egal, wie ob ich ihn morgen heirate oder in einer Woche. Dass ich nicht einmal den Termin wusste, ärgert mich dennoch. Den Fluch, der aus dem Mund will, schiebe ich mühsam zurück. Möglicherweise hätte mir Hans-Peter Lehmann die Details

gestern erzählt, hätte ich ihn ausreden lassen und nicht aus dem Hotelzimmer geworfen.

Wütend spieße ich drei Champignons nacheinander auf die Gabel.

»Also, was nun?«, fragt Vladimir. »Kleine Feier oder nicht? Ich würde reservieren.«

Ich schüttele den Kopf. »Ich denke nicht, dass diese Hochzeit ein Grund zu feiern ist.«